



DRK Hamburg

Rettungshundestaffel: Ein Bloodhound im Einsatz

Patientenbesuchsdienst: Mut und Kraft schenken

Haiti: Interview mit Kinderkrankenschwester Sylvia Raav

Seite I

Seite III

Seite IV



Rettungshund Max: Ein Ex-Sheriff schult um

Der amerikanische Bloodhound Max hat eine bewegte Vergangenheit als Polizeihund in Detroit. Jetzt ist er stolzes Mitglied der DRK-Rettungshundestaffel in Altona - und dank seines feinen Riechorgans dafür bestens geeignet.

➔ Wenn Max kommt, bleiben die Leute stehen, kommen näher, wollen ihn streicheln. Daran ändert auch sein kleiner Schönheitsfehler nichts. Max – vollständiger Name „Maximus Decimus Arilius“ – schüttelt sich gern und sabbert stark. Das ist ganz typisch für einen amerikanischen Bloodhound. Und Max ist einer wie aus dem Bilderbuch. Knapp 60 Kilo schwer, von der Pfote bis zum Kopf fast einen Meter groß, fallende Hängeohren, ausladende Lefzen. „Wegen der großen Schleimhäute sondert er ständig Flüssigkeit ab. Der arme Kerl hat immer nasse Ohren“, erklärt Hundeführerin Dr. Christine Schüler und streichelt seinen braunen Rücken. Schüler, DRK-Landesärztin und Mitglied der Rettungshundestaffel aus Altona, hält Max nicht zuletzt deshalb auch im Garten. „Wo er ist, muss ich die Blumen nicht mehr gießen“, lacht sie.

Ein echter Charakterkerl

Das Auffälligste an dem großen Hund sind jedoch bei genauem Hinsehen seine braunen Augen. So treu, unerschütterlich und gutmütig vermag vermutlich nur ein



Ex-Sheriff: Seit einigen Monaten trägt Max Rotkreuz-Lätzchen

Hund zu gucken. „Er ist wahnsinnig kinderlieb, ein starker Charakterhund wie fast alle Bloodhounds“, sagt seine Besitzerin. Und das sieht und spürt, wer bei

dem Tier verweilt. Vielleicht ist das auch der eigentliche Grund, weshalb die Leute auf Max aufmerksam werden, sobald sie den Vierbeiner mit der faltigen Schnauze

erblicken. Dabei wissen die Passanten gar nicht, mit wem sie es zu tun haben. Von seiner ruhmreichen Vergangenheit ahnen sie genauso wenig wie von seinem messerscharfen Spürsinn.

Vom Gangsterjäger zum Rettungshund

Max hat als Polizeihund im US-amerikanischen Detroit Vermisste gefunden, Beweismittel zugeordnet, sogar Verbrecher gejagt. Für das Dearborn Police Department war er an mehr als 400 Festnahmen beteiligt – für ihn waren die Verfolgungsjagden immer ein riesen-großer Spaß. Freundlich war Max dabei selbst denen gegenüber, die er als Verdächtige gestellt hatte. „Wenn er einen Täter aufspüren ➔

Impressum

rotkreuzmagazin/LV Hamburg e.V.

Redaktion: Rainer Barthel, Telefon: 040 55420 157, Fax: 040 5865 30

V. i. S. d. P.: Vorsitzender des Vorstands Dr. Georg Kamp
info@lv-hamburg.de

Herausgeber: Deutsches Rotes Kreuz, Landesverband Hamburg e.V., Behrmanplatz 3, 22529 Hamburg
Telefon: 040 55420 0, Fax: 040 5811 21
www.lv-hamburg.drk.de

Auflage: 45 970 Exemplare



Team: Hundeführerin Christine Schüler und Hund Max

konnte, freute er sich und sabberte ihn an“, so Schüler. Die Polizisten wussten dann Bescheid und erledigten den Rest. Doch von nun an wird der vierbeinige Ex-Sheriff in Hamburg zum Retten ausrücken, statt hinter Gangstern herzutollen – ehrenamtlich wie seine Besitzerin. Christine Schüler hat das acht Jahre alte Tier zu Jahresbeginn von seinem früheren Halter bekommen, einem befreundeten Ex-Polizisten aus Detroit, der vor einiger Zeit in den Ruhestand gegangen ist. Weil der ehemalige Sergeant den großen, braunen Hund aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr führen kann, bildet Christine Schüler das Tier jetzt

zum neuen und vollwertigen Mitglied der Hamburger DRK-Rettungshundestaffel aus.

Seine Superspürnase wittert alles

Mit seiner beeindruckenden Erfahrung und seinem ausgeprägten Geruchssinn ist Max dafür bestens geeignet. Die über 400 Millionen Riechzellen in der großen Oberfläche seiner feuchten Nase verhelphen ihm Fährten aufzunehmen, sogar Gerüche aus dem Wasser kann er zuordnen. Messungen mit anderen Vertretern der Hunderasse haben ergeben: Seine Nase funktioniert rund eine Million Mal besser als die eines Menschen. Die-

se Fähigkeit, alles und jeden zu wittern, hat Max daher auch die Bezeichnung „Bloodhound“, zu Deutsch „Bluthund“, eingebracht. Blutrünstig hingegen ist er aber gewiss nicht.

Noch in diesem Jahr will Christine Schüler mit ihrem neuen Gefährten die strenge Mantrailer-Prüfung ablegen. Max muss dann einer fast 3 Kilometer langen Geruchsspur quer durch die Stadt oder das Gelände folgen können – 24 Stunden nachdem diese gelegt und mittlerweile von anderen Gerüchen überlagert wurde. „Für Max vermutlich ein Kinderspiel“, schätzt sein Frauchen und krault ihm die Ohren.

Rainer Barthel ■

DRK-ORTSGEMEINSCHAFT FUHLSBÜTTEL-LANGENHORN

Neun Jahrzehnte bürgerschaftliche Hilfe

90 Jahre – so lange ist die DRK-Ortsgemeinschaft Fuhlsbüttel-Langenhorn nun schon ein wichtiger Ausgangspunkt für die ehrenamtliche Arbeit und Gemeindefürsorge des Stadtteils. Im Jahr 1920 wurde der Verein in einem Treffen von 50 Langenhorner Frauen gegründet. Nach dem Krieg wollten sie etwas

für ihre Nachbarschaft tun: Sie machten sich die Pflege von älteren und kranken Menschen, das Verteilen von Lebertran und selbstgestrickten Socken zur Aufgabe. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Tätigkeit des Ortsvereins jedoch stark gewandelt. „Heute fehlt es nicht mehr an Lebensmitteln und warmer Kleidung, son-

dern vor allem an menschlicher Nähe“, erklärt Anke Rathig, Vorsitzende der Ortsgemeinschaft seit 1977. Gemeinsam mit den über 15 weiteren Mitarbeitern der Ortsgemeinschaft hat sie allein im vergangenen Jahr 1 856 Stunden ehrenamtliche Arbeit geleistet. Wöchentliche Sprechstunden, Besuche bei Geburtstagen oder

Krankheit sowie gemeinsame Ausflüge und Reisen helfen älteren Menschen, sich nicht isoliert zu fühlen. Und genau das ist der Grund, warum Anke Rathig ihre Freizeit in die ehrenamtliche Tätigkeit investiert: „Wenn ein Ausflug gelungen ist und alle den Tag über viel gelacht haben, ist das der schönste Lohn für mich.“

VOLKSDORF

Grundsteinlegung für die „Libelle“



Angepackt: Bei der Grundsteinlegung greift Wilhelm Rapp selbst zum Werkzeug

Das auffälligste Merkmal des Neubaus auf dem 3 500 Quadratmeter großen Gelände zwischen Stüfelkoppel und Buchenkamp sollen die vier Flügel sein, daher auch der Name „Libelle“. Ende September wurde der Grundstein für die geplante Kindertagesstätte des Hamburger Roten Kreuzes in Volksdorf gelegt. Anwesend waren unter anderem Hamburgs DRK-Präsident Wilhelm Rapp sowie Cornelia Schoeder-Piller, Leiterin des Bezirksamts Wandsbek. In seiner Ansprache wünschte Wilhelm Rapp der Kita für die kommende Bauphase und den Betrieb alles Gute und griff danach selbst zur Maurerkelle. Projekte wie ein selbst bewirtschafteter Garten oder ein Streichelzoo sollen den Kindern ein besonderes Verhältnis zu Natur und Tieren vermitteln.

Zuhören und Mut machen

Der Patientenbesuchsdienst des DRK-Wandsbek bringt frischen Wind in den Klinikalltag.

→ Sonntagnachmittag im Wandsbeker Bundeswehrkrankenhaus. Die Stimmung auf der Urologie-Station ist gedrückt. Männer in Pyjamas oder Trainingsanzügen schlurfen über den langen Gang. Viele Patienten schieben einen Infusionsständer neben sich her, manchmal hängen fünf, sechs verschiedene Beutel daran. Im Fenster des Stationszimmers liegt das Buch des Radsportlers Lance Armstrong aus: „Tour des Lebens. Wie ich den Krebs besiegte und die Tour de France gewann.“ Die Urologie hat sich auf die Behandlung von Hodentumoren spezialisiert, aber auch Probleme wie Inkontinenz, Unfruchtbarkeit oder Nierensteine werden hier behandelt. Kein Wunder, dass die Patienten nicht mit Journalisten sprechen möchten. „Bitte verstehen sie das“, sagt ein junger Opernsänger aus Nürnberg, lächelt verlegen und geht langsam von der Toilette zurück in sein Zimmer.

Fred Suelflow findet einen Zugang zu den Patienten

Mit Fred Suelflow hingegen redet er gerne ein Weilchen. Der Mann mit der knallroten Hose und dem Halstuch vom Roten Kreuz bringt mit seiner forschenden Art Wind in den Klinikalltag. Der Ehrenamtliche geht von Zimmer zu Zimmer, klopft energisch an die Türen, öffnet sie mit einem fröhlichen: „Guten Tag, Patientenbesuchsdienst!“, tritt ein und erkundigt sich nach dem Befinden der Kranken: „Na, wie ist die Lage?“ Damit schließt



Mutmacher: Der ehemalige Schauspieler spielt Schach, liest vor oder hört einfach nur zu

sich die Tür hinter dem 68-jährigen Schauspieler im Ruhestand. Fred Suelflow besucht seit zwei Jahren jeden Sonntag Patienten der chirurgischen und urologischen Abteilungen des Bundeswehrkrankenhauses. Solange existiert der Freiwilligendienst des Kreisverbands Wandsbek. „Die Idee kam von meiner Pflegedienstleitung“, erinnert sich die Gleichstellungsbeauftragte der Klinik, Sabine Greiert. Viele Patienten aus ganz Deutschland lassen sich hier behandeln. Es sind nicht nur Soldaten, sondern auch zivile Personen, wie der junge Opernsänger aus Nürnberg. Besuch bekommen sie selten. „Der Bedarf an Gesprächen und kleinen Botengängen ist groß“, weiß Sabine Greiert. Da sie früher selbst Jugendgruppen leitete, konnte sie auf viele Kontakte zurückgreifen. Der Patientenbesuchsdienst des Roten Kreuzes war schnell geboren.

Aufmerksamkeit und Zuwendung schenken

Im vergangenen Jahr verbrachten Fred Suelflow und seine sieben Kollegen insgesamt 2 449 Stunden auf den verschiedenen Stationen des Bundeswehrkrankenhauses. Sie spielten Schach oder Karten mit den Patienten, lasen ihnen vor, holten Kaffee oder Wasser für sie und kauften Zeitschriften am Kiosk. Vor allem aber schenkten sie Aufmerksamkeit, Zuwendung, Gesprächsbereitschaft. „Die Leute wollen ja reden“, sagt Fred Suelflow. „Sie glauben gar nicht, was man da alles zu hören bekommt!“ Mehr sagt er nicht, denn er unterliegt der Schweigepflicht. Der Ehrenamtliche kennt die Ängste und Bedürfnisse der Patienten. Vor zehn Jahren erkrankte er selbst an Prostatakrebs. „Ich bin durch die Hölle gegangen“, sagt der 68-Jährige. Operation, Chemotherapie, Selbsthilfegruppe –

Fred Suelflow hat all das selbst mitgemacht. Jetzt möchte er sich aktiv für die Gesellschaft einbringen. „Jeder kann etwas tun“, sagt er mit Nachdruck. Beim Patientenbesuchsdienst hat er seine spätere Berufung gefunden.

Wichtig ist ein gewisses Maß an Lebenserfahrung

Nicht jeder Freiwillige muss eine eigene Krankengeschichte mitbringen, um Patienten besuchen zu können. „Wichtig ist aber ein gewisses Maß an Lebenserfahrung“, sagt Peter Wenig vom Roten Kreuz in Marienthal. „Der Dienst ist psychisch schon anspruchsvoll“, so Fred Suelflow, „aber es gibt auch sehr komische Situationen.“ Außerdem kann er seine Erlebnisse bei den Kollegen loswerden: Alle vier bis sechs Wochen tauschen sich die Freiwilligen aus. Nach zwei, drei Stunden verlässt Fred Suelflow das Krankenhaus. Der quirlige Mann hat noch eine Kaffeeeinladung in der Innenstadt. „Wenn ich hier rausgehe, habe ich das Haus vergessen“, sagt der Schauspieler, setzt sich seine Melone auf und schreitet vergnügt zur U-Bahn. Am kommenden Sonntag wird er wieder hier sein, Kaffee holen, Zuhören, Mut machen.

Constanze Bandowski

Helfer gesucht!

Haben Sie Interesse, beim Patientenbesuchsdienst mitzumachen? Ihre Ansprechpartnerin beim DRK ist Karin Tippach: Telefon: 040 657 00 41 ■

Nach dem Beben

Interview mit der Kinderkrankenschwester Sylvia Raav



Neues Leben: Krankenschwester Sylvia Raav half in Haiti Kindern auf die Welt

➔ Das verheerende Erdbeben vom 12. Januar hat Haiti als eines der ärmsten Länder der Welt besonders hart getroffen. Zahlreiche Häuser und Straßen wurden zerstört. Hunderttausende Menschen verloren ihr Leben, ihre Angehörigen oder ihr Heim. Noch heute ist die Not der Menschen des Inselstaates groß. Seit knapp einem Jahr leistet das Rote Kreuz Hilfe. Unter anderem wurde nach der Katastrophe ein Feldhospital mit den Kapazitäten eines Kreiskrankenhauses im Fußballstadion von Carrefour errichtet. Sylvia Raav, Kinderkrankenschwester

aus Altona, reiste im April für das DRK ins Katastrophengebiet.

Warum haben Sie das Kinderkrankenhaus Altona verlassen und stattdessen einen Monat in der Zeltklinik in Haiti gearbeitet?

Für die Arbeit im Ausland habe ich mich schon immer interessiert, 1999 war ich bereits in Mazedonien. Daher weiß ich, dass in solchen Situationen jede helfende Hand benötigt wird. Über die Schwesternschaft hatte ich Gelegenheit, an einem Trainingsprogramm für Auslandseinsätze teilzunehmen.

Seitdem bin ich in dem Pool von Auslandshelfern, die bei Bedarf angefordert werden. Als die Anfrage kam und die Kinderklinik meiner Freistellung zustimmte, stand meiner Arbeit in Carrefour nichts mehr im Wege.

Wie war die Situation, als Sie Mitte April auf Haiti ankamen?

Große Teile des Schutts waren beiseite geräumt und zahlreiche Flüchtlingscamps eingerichtet. Die Menschen kauften ein, trafen sich auf Märkten und zu Gottesdiensten. Dennoch machte alles einen chaotischen Eindruck.

Haben Sie gefährliche Situationen erlebt?

Obwohl in den Medien von Unruhen und plündernden Gangs berichtet wurde, habe ich mich nie bedroht oder unsicher gefühlt. Aber von der Umgebung konnte ich auch nicht viel sehen. Aus Sicherheitsgründen gab es Vorgaben, die Zeltklinik nicht zu verlassen.

Wie sah ihr Alltag aus?

Um fünf Uhr morgens sind wir aufgestanden. In den Zelten war es zu dieser Zeit schon so heiß, dass ans Schlafen nicht mehr zu denken war. Tagsüber versorgten wir zahlreiche Patienten: Bis zu 200 kamen täglich in die Ambulanz, hinzu kamen die Krankenstationen mit bis zu 100 belegten Betten. Manchmal wurde ich auch nachts über mein Funkgerät zum Einsatz gerufen. Es gab nicht viel Freizeit, aber wir waren ja auch dort, um zu helfen.

Wie sehr hat es Sie belastet, das Elend der Menschen zu sehen?

Der Klinikalltag war bald Routine für mich. Viele kamen mit Beschwerden, die ich auch aus Deutschland kannte. Sie litten zum Beispiel unter Lungenentzündungen oder starkem Flüssigkeitsmangel. Meine Kollegen, die im Januar die Schwerstverletzten versorgten, haben viele Dinge gesehen, die uns erspart geblieben sind. Der große Unterschied zu Deutschland ist, dass es in Haiti längst nicht so umfassende intensiv-medizinische Möglichkeiten gibt, die Menschen zu behandeln. Ich erinnere mich besonders gut an einen Vormittag, an dem zwei Menschen gestorben sind. Mir war klar, dass sie bei einer Palette an Versorgungsmöglichkeiten wahrscheinlich noch am Leben wären. Das ist mir sehr nahe gegangen.

Welches Erlebnis oder welche Situation haben Sie ganz besonders im Gedächtnis behalten?

Ich war sehr beeindruckt von der positiven Lebensweise der Haitianer. An einem Tag kamen so viele Schwangere zu uns, dass wir kaum noch Platz hatten, sie unterzubringen. Die Familien waren dabei und freuten sich über den Nachwuchs. Zwar hat man den Menschen die Strapazen des Unglücks angemerkt, aber sie haben nicht mit ihrem Schicksal gehadert. Sie haben die Situation angenommen, wie sie ist.

Das Interview führte Anna-Maria Brinkop. ■